

# Wie man Dinge mit Wörtern macht

In Frankfurt stellte sich eine neue Forschungseinrichtung vor, die die Geisteswissenschaften wieder sprach- und diskursfähig machen will

Die Geschichte vom prügelnden Erzieher, der seine Zöglinge aus sadistischer Wollust heraus züchtigte, während die zur besseren Gesellschaft zählenden Eltern entweder ahnungslos waren oder so lange über die von ihren Kindern erlittene Gewalt hinwegsahen, bis einer der Knaben darunter zu Tode kam – diese Geschichte, so bekannte Michael Hagner, sei ihm mittlerweile „schon etwas unheimlich“ geworden. „Mittlerweile“, das heißt rund ein Jahr nach der Fertigstellung des Manuskripts zu seinem von der Kritik (SZ vom 5. Oktober) gefeierten Buch „Der Hauslehrer“ (Suhrkamp) über einen authentischen Fall, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht nur die deutsche Öffentlichkeit und die Justiz, sondern auch die Humanwissenschaften in Atem hielt.

Michael Hagner, Mediziner, Philosoph, Wissenschaftshistoriker und Inhaber des Lehrstuhls für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich, sprach an der Frankfurter Goethe-Universität auf Einladung des Fritz-Bauer-Instituts und des neuen Forschungszentrums für Historische Geisteswissenschaften: Sein Thema waren die wissenschaftlichen wie wissenshistorischen Folgen eines öffentlichen Skandals als Auslöser diskursiver Gewitterstürme, die den Streit der Fakultäten um die adäquate soziologische und pädagogische, kriminologische und sexualpathologische Charakterisierung eines Verbrechens entfachten. Unheimlich aus heutiger Sicht sind die auf der Hand liegenden Parallelen zu den im vorigen Jahr ans Licht gekommenen Skandalen um sexuellen Missbrauch und pädosexuelle Gewalt an Internaten wie der traditionsreichen Odenwaldschule. Mit Befremden und einer gewissen Ratlosigkeit, der sich auch der Referent anschloss, wurde aus dem Publikum heraus die Tatsache registriert, dass, ganz anders als bei dem von Hagner rekonstruierten Modell, die Humanwissenschaften sich im aktuellen Fall bislang erstaunlich ruhig, ja desinteressiert verhalten haben.

**Man muss den Betrieb stören, wenn man zu Neuem kommen will**

Sollte dies daran liegen, dass prominente Vertreter gerade der pädagogischen Wissenschaft Teil des Skandals selbst sind und dass andere mit ihnen den Korpsgeist bewahren? Oder an Berührungängsten infolge biographischer Befangenheiten, die noch den Sozialisationsmustern der siebziger Jahre entstammen? Gar an einem noch fehlenden wissenschaftlichen Instrumentarium? Was doch nur ein Grund mehr wäre, die Diskursmaschinen anzuwerfen. Oder liegt es an bloßer „Ignoranz“ und an der

mangelnden Bereitschaft, über die Tellerränder des eigenen Fachs hinauszublicken, wie die Juristin Claudia Burgsmüller – Verfasserin des Abschlussberichtes über die Missbrauchsfälle an der Odenwaldschule – in die Diskussion einwarf?

Bei so großen Defiziten konnte es kaum eine plausiblere Bestätigung für wissenschaftlichen Innovationsbedarf

**Wider den Fehler der „Exzellenz“, Forschung und Lehre zu trennen**

und für den Sinn neuartiger Einrichtungen geben wie jener, die sich auf dem Campus Westend vorstellte: Für die Initiatoren des Forschungszentrums für Historische Geisteswissenschaften – beteiligt sind fünfzehn Fächer –, den Leibnizpreisträger Bernhard Jussen und seinen Forschungsdirektor Falk Müller, steht fest, dass Innovationen und kreative Anstöße weniger aus den inneren Entwicklungen der Disziplinen selbst, sondern beinahe stets von außen kommen, von dort, wo – Müller zufolge – „Arbeitsweisen, Deutungen und Methoden durch fremde Denksysteme gestört werden“, durch akademische Außenseiter oder durch Nachbarwissenschaften, durch gesellschaftliche und moralische Debatten, durch mediale Vehikel oder durch Transfers und Praktiken aus ästhetischen Bezirken.

Hier ist kein neues „Exzellenzcluster“ entstanden, das sich stolz vom Lehrbetrieb und auch vom Campus selbst separieren würde, sondern im Gegenteil ein Hebel zur Verschränkung von Forschung und Lehre: Zur allmählichen Einbindung auch jüngerer Studenten in laufende Forschungszusammenhänge wurde ein ganz neues Format auch von Lehrveranstaltungen geschaffen: Studiengruppen aus Dozenten und Studenten verschiedener Fächer kooperieren semesterübergreifend und arbeiten materialbezogen: Die Studiengruppe „Erinnerungskultur, Gedächtnispolitik, Bildgebrauch“, die in enger Zusammenarbeit mit dem Städelmuseum eine eigene Ausstellungsgalerie unterhält – gegenwärtig mit der schönen Videoarbeit „Zeno Writing 2002“ des südafrikanischen Künstlers William Kentridge –, sucht die Spannungen zwischen Wissenschaft und Gegenwartskunst zu erfassen. Eine zweite Studiengruppe „Sammeln, Ordnen, Darstellen“ archiviert und analysiert – ebenfalls in Verbindung mit außeruniversitären Einrichtungen wie dem Weltkulturmuseum unter seiner ambitionierten neuen Direktorin Clémentine Deliss – zum Beispiel einen neu erworbenen Schatz in Gestalt von rund 2500 Alben mit Werbebildchen seit der Zeit um etwa 1880 – ein bildwissenschaftlich fast unerforschtes Gebiet.

Daneben sucht das Forschungszentrum auch noch ein anderes Gebiet zu kultivieren, das nicht erst seit heute große Defizite aufweist: die Sprache, genauer die „wissenschaftliche Prosa“. Selbst als Begriff ist sie in Deutschland so gut wie gar nicht präsent, und an den Universitäten hat sie einen schweren Stand, weil es dort noch immer als beinahe unanständig gilt, außer gut zu denken, auch noch gut zu schreiben. Klaus Reichert, Präsident der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung, die den „Sigmund Freud Preis für wissenschaftliche Prosa“ vergibt, konnte auf einer Podiumsdiskussion davon ein trauriges Lied singen, das um so schmerzlicher ausfällt, weil es gerade im deutschen Sprachgebiet noch bis in die zwanziger und frühen dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine lange Tradition meisterhafter wissenschaftlicher Prosa gab, die auch um die Poetik ihres Tuns wusste.

Neben der Opferung der guten Sprache an kleinliche Spezialisierungsbedürfnisse spricht auch der Hochmut eines, wie Reichert sagte, „abgefeymten Zuhälterstils, den keiner mehr versteht“ aus verquastem Bemühungen deutscher Wissenschaftler um Anglophonie, aber auch aus der Übersetzung eines so wunderbaren englischen Titels wie John Austins „How To Do Things With Words“ in eine spröde deutsche „Theorie der Sprechakte“.

**Wissenschaftliche Prosa: ein Fall für abgefeymte Zuhälter**

Da war es, auch an sprachlicher Eleganz und Luzidität gemessen, eine Wohltat als Höhepunkt am Ende zweier Diskurstage den Vortrag eines Hauptvertreters jener Cambridge Schule zu hören, die die Ideengeschichte sprachlich fundiert: Quentin Skinner hielt die vom Forschungszentrum eingerichtete erste „Kantorowicz Lecture in Political Language“, in Erinnerung an den 1933 von seinem Frankfurter Lehrstuhl vertriebenen jüdischen Gelehrten Ernst H. Kantorowicz, der selbst ein großartiger Stilist war, auch dann noch, als er im amerikanischen Exil sein Hauptwerk „The King's Two Bodies“, das die politische Sprache zum Gegenstand der Historie machte, auf Englisch verfasste. Ihm zollte Skinner einen kritischen Tribut, indem er in einer fulminanten Kavaliertour durch anglophone wie kontinentale staatstheoretische Traditionen den zwei Körpern des Souveräns einen fiktiven und dennoch personalisierbaren dritten Körper hinzufügte: den Staat, wie wir ihn kennen, der in seinen rudimentären Anfängen auch nichts anderes als ein bloßes Wort war. VOLKER BREIDECKER